

Werk

Titel: IX. Das Land der Ovahereró

Autor: Hahn, Josaphat

Ort: Berlin

Jahr: 1868

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?391365657_1868_0003 | LOG_0044

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

IX.

Das Land der Ovahereró.

Von Josaphat Hahn.

Dieser Abhandlung glaubt der Verfasser einige Bemerkungen über sich, sowie über die Arbeit vorausschicken zu müssen. Verfasser selbst ist im Hererólande geboren und hat 10 Jahre daselbst verlebt. Sein Vater, der Missionar C. Hugo Hahn, ist der erste Europäer, der das Land der Hereró betrat und sich daselbst niederliefs. Seitdem ist derselbe mit der politischen und kulturhistorischen Entwicklung jenes Volkes so eng verwachsen, dafs er der bekannteste und einflufsreichste Europäer im Lande ist. Kein Wunder also, wenn Verfasser unter solchen Verhältnissen, trotz der weiten Entfernung und langen Trennung von seinem Heimathlande, stets das wärmste Interesse für dasselbe behalten und den Wunsch, dahin zurückzukehren, nie aufgegeben hat. Nichts ist ferner natürlicher, als dafs Verfasser eben im Hinblick darauf mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln seine heimathlichen Erinnerungen nicht nur wach zu erhalten, sondern auch sich gründlicher über sein Geburtsland, so weit es ging, besonders in wissenschaftlicher Hinsicht, zu informiren suchte. Hierzu erhielt er die beste Gelegenheit durch einen längeren Besuch, den seine Eltern vor 7 Jahren in Europa abstatteten. In dieser Zeit sammelte er eifrig Notizen über seine Heimath und fafste den Plan, dieselben zu einer Privatarbeit später zusammenzustellen. Besonders anregend für ihn war eine reichhaltige Mineralien- und Insektensammlung, die ihm sein Vater aus Hereróland mitgebracht hatte. Als dieser nach längerem Aufenthalte wieder nach Afrika zurückkehrte, verarbeitete Verfasser die gesammelten Notizen seinem Plane gemäfs zu einer gröfseren Arbeit über „die Ovahereró und ihre Nachbarn“, worin er in drei Theilen das Land, die Geschichte und nähere Charakteristik der Hereró und ihrer Nachbarn (besonders der Namaqua) soweit diese

in Betracht kommen konnten, behandelte. Aufser jenen Notizen, die durchaus den Mittelpunkt der Arbeit bildeten, dienten ihm auch die Reisen von Andersson zur ergänzenden Benutzung; jedoch enthielten diese auch manches, was der Ergänzung oder auch Berichtigung bedurfte. Es liegt in der Natur der Sache, dafs Verfasser vielfach schon vorhandene aber vereinzelte Stoffe benutzen und seine Hauptaufgabe in der einheitlichen Zusammenstellung und möglichst anschaulichen Darstellung jener Stoffe suchen mufste.

Um selbst eine Garantie für die Zuverlässigkeit seiner Mittheilungen zu haben, hielt es Verfasser für nothwendig, dieselben seinem Vater, der jedenfalls der beste Gewährsmann für ihn war, zur Durchsicht nach Afrika zu senden und erhielt seine Arbeit nach einiger Zeit mit neuen Notizen bereichert zurück. Diese und unterdessen anderweitig gesammelte Notizen mufsten dann wieder verarbeitet werden. Auf diese Autorität hin wagt es der Verfasser, nachdem er vom Herrn Prof. Dr. Koner und Herrn Prof. Dr. Peters, Director des hiesigen zoologischen Museums, freundlichst dazu aufgemuntert wurde, den ersten Theil seiner Arbeit nach wiederholter Durchsicht hier zu veröffentlichen.

Zur Beurtheilung dieser Arbeit glaubt Verfasser noch hinzufügen zu müssen, dafs sie keinen Anspruch auf durchgehende strenge Wissenschaftlichkeit macht, sondern dafs diese insoweit zu ihrem Rechte kommen sollte, als sie zur Durchführung der ursprünglichen Bestimmung dieser Arbeit mitwirken konnte, nämlich skizzenartige Darstellungen des Landes zu geben zum Verständnisse der beiden folgenden Theile der Hauptarbeit über die Geschichte und den Charakter der Bewohner jener Gebiete.

Bei der Wiederdurcharbeitung ist Verfasser im Betreff des zoologischen Theils Herrn Prof. Peters für gütige Unterstützung zu grossem Dank verpflichtet.

Der Theil Afrika's, welchen man unter den Namen „Hereróland“ kennt, kann geographisch in zwei grosse Theile, in das Land der eigentlichen Ovaheréro ¹⁾ im Westen, welches hauptsächlich aus dem Kaoko-Gebiete besteht, und in das Land ihrer Brüder und Stammesverwandten, der Ovambandyeru ²⁾ im Osten, getheilt werden. Es ist jedoch der Unterschied dieser beiden Volksstämme in Wirklichkeit so

¹⁾ Das *v* in solchen Wörtern ist stets als *w* auszusprechen.

²⁾ *y* wie *j*, *-dy*, *-ty* wie *-dj*, *-tj* auszusprechen.

gering, daß eine solche Eintheilung im Grunde eine ganz überflüssige und unmotivirte sein würde. In der Capcolonie hat man sich die Freiheit genommen, dieses Land umzutaufen und „Damara-“ oder gar „Damaraland“ zu nennen. Warum? ist wohl nicht leicht einzusehen, und wir zweifeln daran, daß die Leutchen es selber wissen. Es ist übrigens bemerkenswerth, daß die Capländer überhaupt in besonderem Maße dazu geneigt sind, fremde Namen nach ihrem Gutdünken und Geschmack zu verändern und zu verunstalten. Uebrigens wird jeder leicht einsehen, daß es etwas durchaus Ueberflüssiges und im Grunde Sinnloses ist, einem Lande und Volke einen neuen Namen aufzubürden, der obendrein an Wohlklang und Kürze vor dem ursprünglichen durchaus nichts voraus hat. Da außerdem im Lande selbst die Bezeichnung „Hereróland“ die übliche ist, so wollen wir auch diese in der Folge beibehalten.

Hereróland umfaßt in seiner ursprünglichen und weitesten Ausdehnung ungefähr das Gebiet zwischen dem 19.—23. Grade südlicher Breite und dem 32.—39. Grade östlicher Länge; es wird im Norden von Ondonga und im Süden von den Namaqua begrenzt, im Osten erstreckt es sich bis gegen den Nami-See hin, während es im Westen von den Wellen des atlantischen Oceans bespült wird.

Hereróland hat einen Flächenraum von circa 5100 geographischen Quadratmeilen, trotzdem ist die Bevölkerung eine äußerst geringe. Es ist jedoch unmöglich, die Einwohnerzahl auch nur ganz oberflächlich zu taxiren. Hierzu trägt unter anderem der Umstand bei, daß ein sehr großer Theil der Ovaherero oder Hereró in Folge der unaufhörlichen Raubzüge der Namaqua theils in Gefangenschaft der Letzteren gerathen, theils zu benachbarten Völkern, besonders den Ovambó und Ondonga im Norden, geflohen ist. Es hat sich indessen durch neuere Forschungen Andersson's und des Missionars Hahn herausgestellt, daß an den nördlichen Ufern des Okavango und Cunene mächtige und unabhängige Völkerschaften wohnen, die sich durch Sprache, Verfassung und Gebräuche als vollständig identisch mit den Hereró erweisen und von denen die Hereró bloß ein kleiner Zweig zu sein scheinen. Wir werden später Gelegenheit haben, auf jene Völkerschaften, die, so viel bis jetzt bekannt ist, den Collectivnamen „Ovattyimba“ führen, zurückzukommen.

Das Land der Hereró ist nur zum geringen Theile bewohnbar; das liegt theils an den unermesslichen, unwirthlichen Wüsten, besonders im östlichen Theile des Landes, theils an dem großen Wassermangel, theils auch daran, daß das Land zum großen Theile mit undurchdringlichen Wäldern von stacheligen Bäumen und Dornbüschen bedeckt ist. An und für sich ist der Boden an manchen Stellen sehr

fruchtbar, aber auch da meistens wegen Mangels an Wasser zum Ackerbau nicht geeignet. Das Gesagte gilt besonders vom Süden des Hererólandes, im Norden verhält es sich ganz anders; dort trifft man viel mehr Wasser an, als in dem übrigen Theile des Landes, und deswegen ist dort ein weit größerer Wohlstand unter den Bewohnern und eine viel üppigere Vegetation.

Die Küstenstrecken des Landes bestehen, wie die des Namaqualandes, aus dünnen, sandigen Wüsteneien. Es giebt kaum etwas traurigeres als diese Küste von Afrika. Sie trägt vom Cap der guten Hoffnung bis zum Fort Alexander unter dem 16. Grade südlicher Breite denselben wüsten Charakter, der, um uns eines Hereróausdruckes für eine besonders traurige Einöde zu bedienen, „einen Hund zum Heulen bewegen würde“. Vom Oranjeflusse bis zum Norden wechseln hohe röthliche Sandberge, deren Widerschein man weit von der Küste vom Meere aus am Horizont bemerken kann, mit hellfarbigen, vielen Glimmer enthaltenden Felsen ab. Hinter diesen Sandbergen erhebt sich eine wohl 16 geographische Meilen breite Hochebene, welche nach dem Innern ansteigt, die Naaribwüste. Kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm erquickt hier oft meilenweit des Reisenden Auge, nichts als große und kleine Granitblöcke von verschiedener Farbe und Gestalt begegnen dem schweifenden Blicke, der vergebens einen anziehenden Gegenstand sucht. Einzelne zerstreute, ungeheuer große Granitblöcke stehen gleichsam als Grabmäler und Ruinen einer entschwundenen Zeit auf den wellenförmigen, nackten, weißröthlichen Hügeln da, als ob sie jemand hinaufgetragen und ordentlich hingestellt hätte. Diese Wüste wird von zwei tiefen Thalschluchten, den Betten des Zwachaub- und Kuisib-Flusses, durchschnitten. An dem östlichen Saume dieser Naarib-Wüste erhebt sich ein weit sich ausdehnendes hohes Bergland, das Bergland der Ovaheréro, das Herz des Hererólandes. Die Gegend nimmt hier einen ganz anderen Charakter an. Lange Thalzüge in die Kreuz und Quere, tiefe Thalschluchten, schönbewachsene Hochebenen, bedeutende Bergrücken und Kuppen sieht man nun, die, je weiter man nach Osten kommt, desto höher ansteigen und wohl eine Höhe von 7 — 8000 Fuß über dem Meere erreichen. Weiter nach Osten, jenseits dieses Berglandes, breitet sich dann eine unermessliche, hochgelegene Wüste, der nördliche Theil der Kalehاريwüste, aus.

Das Bergland der Hereró ist verhältnißmäßig sehr schön und bietet dem durch die Einförmigkeit der angrenzenden Wüsten ermüdeten Auge einen erquickenden, ja, oft entzückenden Ruhepunkt. Gigantisch auf einander gethürmte Granitmassen nehmen die phantastischsten Formen an. Tiefe Felshöhlen bieten dem Löwen, Leo-

parden (*Felis Leopardus*), der wilden Katze u. s. w. sichere, für Menschen aber meist unzugängliche Schlupfwinkel dar. Zwischen den glatten, von der Sonne heisßglühenden Felsblöcken wachsen Schlingpflanzen, Kakteen, Aloes, Dabbybüsche, Ginster und wilde Feigenbäume. Zuweilen gewahrt man auch eine lustige Affenschaar oben auf den Felsen Possen treibend und Steine den Berg hinunterrollend. Wilde Bienen sammeln emsig den Blüthensaft der Aloe und mancher anderer Pflanzen. Eidechsen in überaus großer Anzahl von verschiedenster Größe und in den buntesten Farben schimmernd, Sohlängen in unglaublicher Menge, wie die riesenhafte Ondara (*Python natalensis*), der große und giftige Puffadder (*Vipra arietans*), die Steinschleiche (*Psammophis*), die Naja oder Cobra di Capello (*Naja haje*) etc., Skorpionen und manches andere Gewürm halten sich nirgends lieber auf, als zwischen den Felsspalten, oder auf den heißen Steinen, wo sie sich von der Sonne behaglich wärmen lassen.

Das westliche Hereróland, oder das eigentliche Kaokogebiet, weicht von den übrigen Theilen des Landes — etwa mit Ausnahme der Küstengegend — nur durch das Fehlen ausgedehnter Ebenen ab; in allen übrigen Beziehungen sind alle Ländergebiete von Westafrika einander sehr ähnlich. Dieser besondere District bildet ein 2—4000 Fufs über das Flachland sich erhebendes Hochplateau, welches zwar an wirklichen permanenten Quellen verhältnißmäßig arm ist, dem aber doch Wasser nicht gerade mangelt, indem der Boden von zahlreichen periodischen Wasserläufen, welche das ganze Land in ostwestlicher Richtung durchschneiden, tief durchfurcht ist. Manche Theile des Landes sind dicht bewaldet, oder eigentlich dicht bebuscht, andere rauh und felsig. Indessen hat das Kaokogebiet vortreffliche Weiden und bietet deshalb einem Nomadenvolke die vorzüglichsten Wohnsitze dar. In geologischer Beziehung charakterisirt diesen Theil des Hererólandes das Vorherrschen von plutonischen Gesteinen, besonders von Granit, sowie von Kalkstein- und Sandsteingebilden. Wesentlich aus den erstgenannten Felsarten besteht die lange Gebirgskette, welche parallel der Küste, also ziemlich von Norden nach Süden, läuft und an einigen Punkten Ausläufer nach dem Innern abzweigt. Wie Andersson berichtet, tritt die Granitbildung, ausgenommen an der Seeküste, in isolirten Bergmassen auf, deren Höhe zwischen 1000—4000 Fufs und darüber schwankt, und deren Gipfel zuweilen in der Form von gewaltigen Haufen zusammengerollter riesiger Blöcke, noch häufiger aber in der von Piks erscheinen. Unmittelbar an der Seeküste bildet der Granit eine fortlaufende Kette von 3—400 geographischen Meilen. Aus Granit bestehen die wichtigsten, charakteristischsten und interessantesten Gebirgsformationen des Hererólandes. Sehr schöne und vielfältige

Varietäten dieses Gesteins kommen besonders an den herrlichen Kegeln: Okonyayá und den riesigen Omatakobergen, den „Teneriffazwillingen des Hererólandes“, wie Andersson sie nennt, sowie an den gewaltigen Tafelbergen: Erongo, Dounsia, Otyokoamá und an einigen anderen vor. Die Kalkstein- und Sandsteinformationen begrenzen den Granit, und zwar meist in westöstlicher Richtung, indem sie sich fast unter einem rechten Winkel an die plutonischen Gesteine anlegen. Nördlich vom Omaruruflusse herrschen Kalksteine vor, welche im Osten von Sandsteinbildungen, deren Richtung dem Laufe des Omuramba ua Matako fast ganz parallel ist, also nach Nordosten geht, überlagert werden. Diese Kalksteinbildungen gehören der Kreideformation, dem Oolith und der Kohlenformation an, welche letztere in Südafrika nicht sehr häufig vorkommen soll. Alle drei Formationen treten im Hererólande in bedeutender Entwicklung auf und lassen sich in ihrem besonderen Charakter deutlich erkennen und unterscheiden. Die Glieder der Kohlenformation bilden im Westen mehrere steil abfallende, einander parallel laufende Bergketten von schroffem und rauhem Charakter mit spärlicher, niedriger Vegetation; nach Norden zu zeigen sie sanftere, anmuthigere Umrisse und einen kräftigeren, höheren Pflanzenwuchs, welcher vorzugsweise aus wohlriechenden gewürzhaften Kräutern, Sträuchern und Bäumen besteht. Auch die dieser Formation angehörenden, östlich vom Central-Gebirgszuge auslaufenden Gebirgsketten, welche an vielen Punkten hohe Berge bilden, sind mit einer üppigen Vegetation geschmückt und weisen manche malerische Partien auf. So ist z. B. die ganze Berglandschaft, welche man vom Omambondé (einer großen Erdvertiefung im nördlichen Hererólande, welche zur Regenzeit oft mit Wasser gefüllt einen kleinen Süßwassersee bildet) wahrnehmen kann, und deren südlichster Punkt etwa 5 deutsche Meilen von Otyimbingué entfernt ist, ganz besonders schön und großartig. Am herrlichsten zeigen sie sich während der Regenzeit, wenn der unablässige Wechsel von Licht und Schatten, von heiterem, klarem Himmel und phantastischer Wolkenbildung ihnen immer tausend neue Reize verleiht.

Der Sandstein bildet hauptsächlich plateau- oder tafelförmig gestaltete Berge mit fast senkrechten Abstürzen, gewöhnlich von sehr grotesker, imposanter Bildung. Die schönsten Berge dieser Art finden sich auf den Hochplateaus von Etyo, Konyali, Ombororoeko und Omuvereu, welche in Bezug auf malerische Form mit den Granitbildungen wetteifern.

Granit und Sandsteine, an manchen Punkten auch die Kalksteine, sind stark mit Eisenoxyd durchdrungen, wodurch die Gesteine eine röthliche Färbung erhalten. Dennoch finden sich im Kaokolande, oder

vielmehr im ganzen West-Hererólande bis jetzt noch wenig Spuren von wirklichen Erzlagerstätten, mit Ausnahme gewisser Theile der Gebirgssysteme des Otyiroraku und des Otyomokoyo. Südlich vom Omaruruflusse hingegen kommen Eisen- und Kupfererze in bedeutender Menge vor. Die letzteren gaben mehrmals, besonders unter Andersson's Leitung, zu Bergbau-Unternehmungen Veranlassung, welche indessen bald aufgegeben wurden. Die gewonnenen Erze waren im Allgemeinen sehr reich, allein der Transport in jenen Ländern, sowohl zu Wasser als zu Lande, ist so ungemein kostspielig, daß bis jetzt noch jede Bergbau-Speculation fehlgeschlagen ist. Da jedoch die Colonisation im Hererólande und damit auch der Verkehr mit der Capstadt bedeutend zunimmt, ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Bergwerke über kurz oder lang mit besserem Erfolge eröffnet werden können. Wie wir erfahren haben, ist diese Angelegenheit in allerjüngster Zeit wieder angeregt und, wenn wir nicht irren, ist sogar der Anfang dazu bereits gemacht worden.

Spuren von Gold sind gleichfalls im Süden des Landes gefunden worden. Eisen ist, wie gesagt, in überaus großer Menge vorhanden. Die Kupfererze sind sehr rein und reich, namentlich am Unterlaufe des Zwachaub, wo sie meist in Glimmerschiefer und Sandstein vorkommen, während die reichsten Eisenlagerstätten in Granit und Quarz auftreten. Doch trifft man auch in Quarzit vielfache Spuren von Kupfer, allein immer nur in kleinen eingesprengten Partien, grössere Erzmassen sind in diesem Gesteine noch nicht gefunden worden. Ausser Eisen- und Kupfererzen kommen auch Zinn und Blei im Hererólande vor.

Die Berge, besonders im Kaoko, bilden meist große Kesselthäler von mehreren Stunden im Quadrat, sie sind meist reichlich mit Gras versehen, von kleinen Flußbetten durchschnitten und durch allerlei Wild belebt. Die Thäler sind unter einander durch Engpässe, die Betten periodischer Flüsse, verbunden, welche für solche, die der Gegend unkundig sind, manchmal nicht leicht zu finden sind. Die Berge im Lande haben oft die willkürlichsten Formationen. Zuweilen sind ihre Umrisse denen von Thieren oder Thiertheilen auffallend ähnlich und werden deswegen von den Eingebornen oft nach denselben benannt; andere gleichen wirklich täuschend riesenhaften Festungen oder Schlössern oder gigantischen Burgruinen. Andersson, der unbedingten Glauben verdient, beschreibt einen solchen Felsenberg folgendermaßen: „Nach Westen zu war der Bergzug in einzelne ganz regelmäßige Plateaus vom mannigfaltigsten Ansehen zerspalten. Hier erblickte das überraschte Auge ausgedehnte Festungsmauern mit riesigen, wie von Menschenhand errichteten Strebepfeilern; dort Ruinen eines go-

thischen Baues mit all den zarten Linien und Verzierungen, welche diesem Baustyle eigen sind; dort große splendide italienische Villen mit terrassenartigen Abhängen, bekleidet mit halbzerfallenen Skulpturen von buntfarbigem Marmor, mit großen gewölbten Hallen, verzierten Grotten und anderen phantastisch prunkenden Ausschmückungen.“

Andere Berge sind wieder zackig und zerrissen, andere bilden kegelförmige Kuppen, andere endlich, und diese sind die gewaltigsten, erheben sich schroff in die Höhe und bilden oben große Plateaus. Auf diesen Bergplateaus wächst meist viel Gras, dort entspringen Quellen, welche ganze Stämme Bergdamras, die jene Ebenen bewohnen, und deren Heerden mit Trinkwasser versehen. Nur schmale Fußpfade führen hinauf an tiefen, gähnenden Abgründen entlang, über glatte Granitblöcke hinweg, auf denen man auszugleiten droht und deshalb auf Händen und Knien hinübereutschen muß. Der größte dieser Tafelberge, der Erongo, hat oben den Umfang von mehreren Tagereisen.

Oben auf den Plateaus dieser von der Natur selbst erbauten Riesenburgen schweift das Auge weit und breit; die reine, klare, trockene Luft trübt nie die Aussicht über die weiten Flächen hinweg auf die sie begrenzenden Felswände, Bergzüge und Kuppen in der Ferne. Trotzdem, daß das Auge Wasser und oft grüne Waldungen vermifst, haben doch auch diese öden, wilden und phantastischen Landschaften einen ganz eigenthümlichen Reiz, den man nur selbst empfinden, aber mit Worten nicht wiedergeben kann. —

Die weiten Ebenen im Lande, die sämtlich Hochebenen sind und sich terrassenförmig nach dem Innern erheben, bieten mehr oder weniger Abwechslung dar. Eine Gluthitze, von welcher man sich in Europa keine Vorstellung machen kann, erschwert fast das Athemholen, denn der meist felsige Boden wird von den Sonnenstrahlen fast wie eine Bratpfanne erhitzt. Bald durchwandert man kahle, sterile Flächen, bald verhindert ein dichter Wald von Dornbüschen jedes weitere Vordringen, bald reitet man über endlose, mit hohem Gras bedeckte Prairien, bald gelangt man an größere oder kleinere Akazien-, Kammeeldorn- oder Giraffendorn-, Tamariskengruppen, die dem schwach-tenden, sonnverbrannten Reisenden ein Schirmdach gegen die fast lothrecht fallenden Sonnenstrahlen bieten. Eigentliche Wälder giebt es im südlichen Theile des Landes nirgends, da größere Baumarten nur in verhältnißmäßig geringer Anzahl vorhanden sind und entweder nur kleinere Gruppen bilden, oder ganz vereinzelt dastehn. Im Norden von Hereróland dagegen, wo die Vegetation überhaupt viel üppiger wird, giebt es auch ordentliche Waldungen.

Die Ebenen werden von vielen tiefen Schluchten, den Betten periodischer Flüsse und Bäche, durchschnitten, die sich gewöhnlich in ein gemeinsames Bett ergiessen. Der Hauptfluß des Hererólandes, der auch durch unzählige andere Bäche und Ströme entsteht, ist der Zwachaub. Er ist die Ader des Landes und wird mit Recht so genannt. In seinem oberen Laufe durchkreuzt der Zwachaub in einem oft enorm breiten Bette sandige und struppige Einöden, dann zwingt er sich zwischen steile Bergwände hindurch; in seinem unteren Laufe durchschneidet dieser Fluß in einer sehr tiefen Schlucht die öde Naaribwüste und ergießt sich endlich nördlich von der Walfischbai in's Meer. Einen imposanten, malerischen Anblick gewähren die prachtvoll steilen, oft 900 bis 1000 Fuß sich erhebenden Uferwände des Zwachaub in seinem unteren Laufe. Aus den Felsspalten ranken mannigfache Schlinggewächse herunter, auf den vorspringenden Felsen wächst die stattliche *Euphorbia candelabrum*, wie ein prachtvoller Kronleuchter sich gen Himmel streckend, und daneben die Aloe, zuweilen 14 Fuß hoch und schlank wie der Schaft einer Palme. Ueber dem riesigen Schilfe am Fusse der steilen Uferwände erheben sich frischgrünende Mimosen, der schwarze Ebenholzbaum und Gruppen von riesigen, schattigen Giraffendornakazien, und in den Zweigen der Bäume hüpfen und zwitschern kleine Vögel um die Wette und brüten in zahllosen gelben Nestern ihre Eier aus. Das Flußbett selbst, so glatt wie eine gelichtete Ebene im Walde, ist theils mit hübschen Kieselsteinen, theils von Schlingpflanzen, von wilden Melonen, von grünen Matten und lieblichen Blumen bedeckt. Kleine Teiche herrlichen, klaren Wassers, oder die bald im Sande versickernden Gewässer sprudelnder Quellen laben zuweilen den durstenden Reisenden und erquickten sein Auge. Welch wunderbarer Contrast gegen die Landschaft einige hundert Fuß höher zu beiden Seiten des Flusses! Wer von der heifsglühenden, grauenhaften Wüste in dies kühle, liebliche Thal hinuntersteigt, möchte sich anfangs fast in eine kleine Märchenwelt versetzt glauben.

Für die Einwohner ist der Zwachaub deshalb so unschätzbar, weil er das ganze Jahr hindurch Wasser, Gras und Schilf für die Heerden zur Genüge darbietet. Von den Reisenden wird sein Bett als der sicherste und bequemste Weg, der vom Meere in's Innere führt, das ganze Jahr hindurch benutzt. Ueberhaupt sind die Betten der periodischen Ströme die besten Wege, auf denen man dort zu Lande vorwärts kommen kann. Doch wenn die Regenzeit herannaht, kann man sich nicht immer auf sie verlassen, denn es kommt vor, wie wir auch selbst erlebt, daß der Reisende, der sich vollkommen sicher glaubt, sich plötzlich inmitten einer reißenden Strömung befindet,

wenn in Folge eines fernen Gewitters die angeschwellenen Bergströme plötzlich mit großen Wassermassen die Thäler überschwemmen. Fast nirgends im Lande ist so ergiebige Jagd, wie im Zwachaubgrunde; Löwen, früher auch viele Rhinocerosse und Büffel, Zebras, Giraffen, Gnus und andere Antilopenarten, Schakals und Hyänen finden sich hier zur Tränke ein. Auch wilde Enten, Perlhühner (*Numida meleagris*), Fliegenfänger, Kammpapageien u. s. w. haben hier ihren Lieblingsaufenthalt. —

Wie oben schon bemerkt wurde, giebt es sehr wenig Wasser im Hererólande. Der Wassermangel vor allem und die periodischen Heimsuchungen des Landes durch die Heuschrecken sind dort jedenfalls die größten Uebel für das Land. Die Hereró klagen darüber, daß es jetzt weniger Regen im Lande gebe als in früheren Zeiten. Welcher Ursache diese merkwürdige Thatsache zuzuschreiben ist, wird wohl schwer zu entscheiden sein. Uebrigens hat man in ganz Südafrika seit geraumer Zeit eine zunehmende Dürre wahrgenommen und diese Erscheinung mannigfach zu erklären versucht. So hat man z. B. das Ausroden von Wäldern durch die holländischen Boers als Grund angegeben. Allein diese Behauptung wird sich wohl kaum halten lassen, da wohl nicht anzunehmen ist, daß solche verhältnißmäßig sehr geringen Waldungen, wie in Südafrika, einen großen Einfluß auf die dortige Witterung haben sollten. — Außer in den Hauptflußbetten giebt es nur wenig Wasser im Hererólande, denn Quellen, welche oft entweder warm oder salzig sind, finden sich sparsam und in großen Zwischenräumen von einander entfernt. Die warmen Quellen werden von den Eingeborenen mit gutem Erfolge gegen Krankheiten benutzt, indem sie sich eine Zeit lang an solchen Quellen niederlassen und eine Badekur durchmachen. Oft ist das Wasser der wenigen süßen Quellen nur zureichend für Trinkwasser und selbst der Verbrauch des köstlichen Elementes für andere Zwecke, wie zum Waschen und Kochen, kann nicht gestattet werden, geschweige denn die von langer Fahrt ermüdeten Ochsen des Reisenden daran zu tränken. Ueberall, wo das Wasser sich sammeln kann, wirft man Dämme auf, das Wasser wird dann schon nach kurzer Zeit ein dünner grüner Schlamm, aber es ist doch immer besser als gar kein Wasser. Andere Quellen geben nur so viel Wasser, daß ein Pfuhl von einigen Fuß Durchmesser ohne Abfluß entsteht, dessen stagnirendes, mit Schleim bedecktes, meist auch durch Excremente oder Aas von wilden Thieren verunreinigtes Wasser von Myriaden kleiner Thierchen wimmelt. Obwohl halb verschmachtet, wendet sich der Reisende voll Ekel von solchem Wasser ab; aber der Durst treibt ihn wieder zur Quelle, er sucht sich die beste, respective die vom modernden Aase am weitesten

entfernte Stelle, er schließt die Augen, wehrt mit der Hand die Insekten ab und trinkt, oder breitet ein Tuch über das Wasser und saugt durch dasselbe.

Die Qualen, welche ein verschmachtender Reisender in jenen Gegenden auszustehen hat, werden nicht selten durch allerlei Täuschungen auf's höchste gesteigert. Zuweilen meint man eine blinkende Wasserfläche auf einem Gebirge zu sehen, von welchem sich ein glänzender Streifen den Abhang entlang in die Tiefe zieht. Bei der genauesten Betrachtung aus der Ferne kommt man zu keinem anderen Resultat, als dafs von jener Wassermasse dort oben ein Strahl cascadenähnlich herabstürze. Kommt man jedoch näher, so findet man wohl Steine, aber kein Wasser; eine schimmernde Quarzader oder Glimmerschiefer verursachte die Täuschung. Aehnliche Verwechselungen werden durch die ausgetrockneten Salzpfannen verursacht; indem die Sonnenstrahlen in der Salzkruste reflectiren, meint man eine Wasserfläche vor sich zu sehen. Auch die Fata Morgana, die Luftspiegelungen, die dort häufig vorkommen, geben bisweilen zu sehr unangenehmen Täuschungen Anlaß. Der nach Wasser lechzende Reisende sieht mit einem Male einen wunderschönen See oder Weiher, auf welchem sich, wie durch eine sanfte Brise bewegt, kleine Wellen kräuseln, Häuser und eine schöne Landschaft umgeben den See. Der Unglückliche strengt seine letzten Kräfte an und eilt darauf zu, — aber da ist mit einem Male alles verschwunden: Häuser, Landschaft und See. Aber auch andere weit harmlosere prachtvolle Erscheinungen bieten dort die Fata Morgana, besonders in der Nähe des Meeres, wo man oft statt einer Sonne drei, vier oder noch mehrere am Himmel in der Form von gleichseitigen Dreiecken oder anderen regelmäßigen Vielecken zu sehn glaubt. Meistens sind die Fata Morgana hoch in der Luft oder wenigstens über dem Horizonte sichtbar, während sie seltener ganz genau in derselben Höhe mit dem Menschen zum Vorschein kommen.

Da Hereróland unter dem Wendekreis des Steinbocks liegt, sind die Jahreszeiten daselbst den unsrigen in Europa entgegengesetzt. Im August, wo unser Sommer zu Ende geht, fangen warme Winde zu wehen an und in Kurzem ist die Vegetation versengt und zerstört. Starke Wirbelwinde fegen mit grausenerregender Schnelligkeit durch das Land und jagen riesige Sandhosen von vielen Fuß Durchmesser und einigen hundert Fuß Höhe vor sich her. Manchmal treiben eine ganze Anzahl solcher Sandhosen hinter einander her. Die Wüste, das Reich der Wirbelwinde und Sandhosen, wird recht eigentlich durch diese charakterisirt. Die Hereró nennen die Sandhosen „*orokumbanherá*“ d. h. „Regenbettler“, weil sie gewöhnlich die Vorboten vom Regen sind, der meist schon unmittelbar darauf folgt. Regengüsse,

begleitet von Donner und blendenden Blitzen, sind im September und Oktober nicht ungewöhnlich. Diese Gewitter treten in fast unglaublicher Heftigkeit auf; man kann sich hier kaum eine Vorstellung von jenen ausserordentlichen Phänomenen machen, die man in solcher Grofsartigkeit nur in jenen heifsen Zonen erleben kann. In kurzer Zeit und unerwartet sammeln sich schwere und drohende Wolken am Horizont; bald rollt der Donner fürchterlich in der Ferne, die Wolken werden von blendenden Blitzen zerrissen. Das Gewitter kommt rasch näher, der Donner brüllt förmlich und kracht, und in allen Thälern und Schluchten hallt es eben so laut und ohne Ende wieder; das Getöse ist so stark, dafs der Boden unter den Füfsen bebt. Bei der Ankündigung eines nahenden Gewitters beeilt sich Jeder, Alles, was vom Regen leiden könnte, so schnell als möglich unter Dach und Fach zu bringen. Kaum ist dies geschehen, so fallen schon grofse schwere Regentropfen, und in wenigen Sekunden scheinen die Schleusen des Himmels geöffnet zu sein. Zwei oder drei Minuten reichen hin, die ganze Gegend unter Wasser zu setzen. Ein solches Unwetter dauert selten über eine halbe Stunde. Das Getöse, welches von den reifenden Strömen und Bergbächen hervorgerufen wird, wenn sie nun ihre schwarzen schmutzigen Fluthen hinabrollen, die oft bis auf zehn Fufs Tiefe anschwellen, ist ganz betäubend. Riesengrofse Bäume, frisch mit den Wurzeln ausgerissen, und andere in halb verwittertem Zustande, werden mit unwiderstehlicher Gewalt umgerissen und in die schäumenden Wogen geschleudert, als wenn sie Strohhalme wären; Gärten und Gartenland werden wie nichts fortgespült. Grofsartige Wasserfälle sieht man bei dieser Gelegenheit, wenn Bergströme ihre Fluthen mit gewaltigen Felsblöcken und Baumstämmen vermengt in tiefe, gähnende Abgründe stürzen. Das Getöse, welches hierbei entsteht, ist nicht zu beschreiben. Solche Ueberschwemmungen entstehen in wunderbarer Schnelligkeit, aber ebenso ist man erstaunt über die Kürze der Zeit, die sie gebrauchen, um wieder zu verschwinden. Es reicht eine einzige Stunde Sonnenschein hin, um die ganze überschwemmte Gegend in eine lachende Landschaft zu verwandeln.

Die regelmäfsige Regenzeit beginnt frühestens mit December und Januar, worauf sie mit einigen Unterbrechungen bis zum Mai fort-dauert. Dies ist auch die Zeit, in welcher jährlich die schmerzliche Augenkrankheit das Land heimsucht; auch die Landesfieber fordern zu dieser Zeit die meisten Opfer. Im Mai und Juni sind starke Ostwinde vorherrschend, und diese sind nicht nur unangenehm, sondern auch der Gesundheit nachtheilig. Zu dieser Zeit fallen manchmal tropische Regen, richten aber mehr Schaden als Nutzen an, da eine plötzliche Kälte, welche die Vegetation vernichtet, stets auf sie folg t.

Im Juli und August sind die Nächte am kältesten, und es ist nicht ungewöhnlich, daß man in diesen Monaten halbzolldickes Eis findet. Schnee fällt auch bisweilen, aber außerordentlich selten.

Nach den ersten Regenströmen in der Regenzeit ändert sich der Anblick des dürren Landes wie durch einen Zauberschlag. Schon nach wenigen Tagen sind die endlosen kahlen, traurigen Flächen und Hügel, Berge und Thäler mit einer solchen Masse der herrlichsten Blumen bedeckt, daß man fast nirgends den Fuß auf kahlen Grund setzen kann. Die Erde entwickelt außer dieser Zaubersprache von Blumen einen unbegrenzten Reichthum an aromatischen Gräsern und Kräutern; die Bäume blühen allenthalben und erfüllen die Luft mit ihrem süßen Blüthenduft. Ist die Regenzeit jedoch vorüber, dann erbleicht der Glanz der Farben und unter den sengenden Strahlen der Sonne wird das lachende Colorit nach kurzer Zeit in ein melancholisches Grau verwandelt. Das oft 6—9 Fuß hoch aufgeschossene Gras wird von den Sonnenstrahlen so versengt, daß es dem Vieh keinen Nahrungsstoff mehr bietet und mit den Fingern zu Staub zerrieben werden kann. Des Nachts machen sich dann die bei den Viehstationen angestellten Hirten das zuweilen gefährliche Vergnügen, das dürre Prairiegras anzuzünden. Mit reißender Schnelligkeit bewegt sich der Brand fort und bald wogt die ganze unermessliche Ebene in einem Feuermeer. In Windeseile wird ein Berg von den Flammen wie im Sturm erobert und prachtvoll illuminirt. Ueberall vernimmt man das Zischen und Knistern des brennenden Grases und Gebüsches, das Krachen der Baumriesen, welche ihre wuchtigen Massen nur widerstehend dem Alles verschlingenden Elemente überlassen; man hört das Kreischen zahlloser Schaaren aufgeschreckter Vögel und tausend andere Töne des Schreckens und Jammers. Hier und da sieht man mächtige Bäume stürzen und Millionen Funken in einer Feuersäule emporsprühen, während anderswo die zahlreichen Nester gesellig zusammenwohnender Vögel in den brennenden Giraffenakazien anmuthig geformte, glänzende Festons natürlicher Lampen bilden. Das Ganze ist ein erhabenes, schauerlich schönes Schauspiel, eine großartig prachtvolle Illumination, wohl würdig des großen Naturpalastes mit seinen zahlreichen Fenstern und seinem in endloser Weite sich ausdehnenden Himmelsgewölbe.

Doch wir dürfen den schönen Frühling nicht so bald verlassen. Kaum sind, wie wir schon vorher sahen, die grauen öden Ebenen nach den ersten Regengüssen unter den erwärmenden Sonnenstrahlen in frischgrünende Wiesenauen verwandelt, dann kommt mannigfaltiges Leben in die Stille der Wüste. Die Viehherden der Eingebornen, während der Sommerzeit kümmerlich durchgebracht, oder, wo es

angeht, auf den Gebirgen geweidet, breiten sich nun auf den unbegrenzten Grasflächen aus, und auch Thiere aller Art, die eigentlichen Bewohner der Wüsten, verlassen dann ihren Sommeraufenthalt auf den Höhen der Berge, um die grüengekleidete, paradiesische Wildniss zu durchstreifen. Dann ist frohe Zeit, und wenn es das ganze Jahr so fortginge, könnte ein Nomadenreichthum ohne Gleichen in diesem Lande sein und eine hundertfach grössere Menschenzahl sich darin ernähren, als es in Wirklichkeit geschehen kann. Aber kaum ist nach kurzer Winter- und Frühlingszeit die sommerliche Hitze und Trockenheit zurückgekehrt, so hat es auch ein Ende mit jener Fülle und Fruchtbarkeit, das Paradies wird zur Wüste, und fallen gar noch, wie es nur allzuhäufig geschieht, die Heuschreckenschwärme über die grossen Viehweiden und die Gärten der Europäer her, dann kommt eine schlimme Hungerszeit, die Vieh und Menschen entkräftet und oft bis zum Tode dahinsiechen läßt. Darum ist denn auch die Nähe einer Quelle das Erforderniss zu einer gedeihlichen Niederlassung in diesem trockenen, wasseratmen Lande, und das ist wiederum eine Hauptursache, weshalb die Ortschaften in jenem Lande nicht nur, sondern in ganz Südwest-Afrika meist sehr weit von einander entfernt liegen. So muß man denn fast immer erst eine lange, meist beschwerliche und gefahrvolle Reise machen, um von einem Orte zum anderen zu kommen. Entweder muß man durch öde Wüsten wandern (wenn nicht das Bett eines periodischen Stromes als Weg benutzt werden kann), wo man dann tagelang keinen Tropfen Wassers zur Erquickung findet und oft in Gefahr ist von wilden Thieren bei Nacht angegriffen zu werden; oder man hat hohe Berge und zackige Felsen zu übersteigen, muß an tiefen, gähnenden Abgründen hinklettern oder steile Schluchten passiren. Dazu bedient man sich meist großer, vieräderiger, plumper und schwerer Wagen, die mit einer doppelten Plane von Segeltuch überzogen, das Gepäck und zugleich das Bett des Reisenden enthalten; denn die Wüste bietet ihm kein gastliches Obdach für die Nacht. Zwölf bis vierzehn oder noch mehr Ochsen, wenn es Noth thut, werden vorgespannt, deren Zahl fast verdoppelt wird, wenn der Wagen im tiefen Sande oder zwischen dichtem Gestrüpp stecken bleibt, oder auch donnernd und krachend beim Ersteigen eines Berges gegen ungeheure Felsblöcke stößt. An der Spitze des Gespannes geht ein Führer, der das vorderste Paar an einem Riemen leitet, während der eigentliche Fuhrmann mit einer wuchtigen, gewaltigen Peitsche, deren Stiel circa 12 bis 14 Fufs und deren Schnur noch länger ist, nebenhergeht oder auf dem Bock sitzt. So geht es dann bergauf und bergab, oft freilich nicht ohne Unglück,

sei es, daß die Stränge reißen, oder ein paar Ochsen stürzen, eine Achse oder ein Rad bricht, oder sonst ein Unfall sich zuträgt.

Der Sommer des Hererólandes ist ungefähr um die Zeit unseres Herbstes, Winters und Frühlings; er beginnt nämlich mit Anfang Septembers und währt bis zum Ende der Regenzeit, also bis gegen April und Anfang Mai. Darauf folgt auf kurze Zeit der Frühling, etwa bis Juni, denn man kann diese Jahreszeit eigentlich nicht als Herbst bezeichnen, da die ausgestorbene und verbrannte Vegetation in dieser Zeit in voller Pracht wieder aufblüht. Der Herbst fällt dort eigentlich ganz fort. Auf den Frühling folgt der Winter bis gegen Ende des August. Die darauf folgenden ersten Wochen des Sommers, in welchen die ersten Gewitter das ganze Land wiederum auf einige Zeit in ein laufendes Paradies verwandeln, könnte man als zweiten Frühling bezeichnen. Wir sehen aus dem Gesagten, daß der Sommer dort den größten Theil des Jahres einnimmt; man kann 7—8 Monate darauf rechnen. In dieser Zeit wird das Land von den heißen Sonnenstrahlen ganz verbrannt, die ganze Vegetation, welche durch die ersten Gewitterregen hervorgezaubert wurde, wird in wenigen Tagen versengt. Die großen Mimosen geben fast gar keinen Schatten mehr, theils weil die Blätter welkend herabhängen, theils weil die Sonne ihre Strahlen fast lothrecht, ja eine Zeit lang, ganz lothrecht zur Erde sendet, wodurch natürlich der Schatten, den die Bäume werfen können, auf's Minimum beschränkt wird. Der Boden wird wie ein Backofen erhitzt und strömt eine wahre Gluthhitze von sich aus; dadurch entstehen die vielen Fata Morgana in jenen Gegenden. In Folge der außerordentlichen Hitze kommen Sonnenstiche nicht selten vor, auch die Mondstrahlen üben dort eine ungewöhnliche, fast unheimliche, magische Gewalt aus über die Menschen; Mondstiche kommen daher verhältnißmäßig oft vor. Die Sonne brennt so heiß, daß der nicht hinreichend durch Kleidung geschützte Europäer Blasen auf dem Rücken und Nacken und durch den glühend heißen Sand Brandwunden an den Füßen bekommt. Die Eingeborenen, die an die Hitze besser gewöhnt sind, müssen trotzdem davon leiden. Ihre mindestens $\frac{1}{4}$ Zoll dicken Fußsohlen bekommen tiefe Furchen durch das Barfußgehen auf dem heißen Sande (ihre Sandalen benutzen sie nur zu Hause); aus diesen Furchen dringt oft das Blut heraus, wenn die Leute an sehr heißen Tagen eine, wenn auch nur kurze Strecke, gehen müssen. Wie groß die Hitze ist, davon kann man sich z. B. auch daraus eine Vorstellung machen, daß, wenn ein Topf mit Honigscheiben in die Mittagssonne gestellt wird, das Wachs in sehr kurzer Zeit schmilzt und eine Lage über dem Honig bildet.

Die Regenzeit, welche den letzten Theil des Sommers ausmacht, ist keineswegs so naß, wie der Name dieser Jahreszeit anzudeuten scheint. In dieser Zeit fallen eigentlich nur dann und wann, meist nur in langen Zwischenräumen, Gewitterregen, welche aber nicht von Donner und Blitz begleitet werden. Diese Regen währen dann nicht unausgesetzt mehrere Tage, oder gar Wochen und Monate lang, sondern höchstens eine oder zwei Stunden. Sobald ein solcher Regen vorbei ist, brennt die Sonne wieder so heiß, wie zuvor, und man merkt kaum, was eine Stunde zuvor geschehen ist. Uebrigens kommt es leider zu oft vor, daß in der Regenzeit entweder gar kein Regentropfen, oder wenigstens nur wenig Regen fällt, so daß das Land nicht selten wohl 8—9 Monate lang fast ohne einen Tropfen Wassers bleibt.

Nach diesen klimatologischen Notizen wollen wir einen Blick auf die Flora des Landes werfen. Hereróland hat nicht gerade eine sehr reiche Flora, woran der große Wassermangel Schuld ist, aber dennoch liefse sich manches Interessante und Erwähnenswerthe darüber mittheilen. Es soll im Folgenden nur einiges Charakteristische, nur solches, was mehr oder weniger dazu geeignet ist, den Leser zu interessiren und eine genauere Vorstellung von jenem Lande zu geben, zur Sprache kommen.

Die Blumen des Hererólandes sind nicht sehr mannichfaltig, diejenigen aber, die dort vorkommen, meist sehr zahlreich. Auffallend ist das Vorherrschen von Blumen gelber Farbe vor allen anderen; nichtsdestoweniger giebt es solche in rother, blauer, violetter und weißer Farbe, an denen das Auge sich weiden kann, besonders nach der Regenzeit, wenn das ganze Land einen Blumenteppeich in den buntesten Farben bildet. In den schattigen, kühlen und feuchten Flufsthälern trifft man fast zu allen Jahreszeiten Blumen an. Eine Blume will ich hier nur erwähnen; ihr Stengel, von kaum $\frac{1}{4}$ Zoll Durchmesser ist stark behaart und erhebt sich in einer Länge von 1— $1\frac{1}{2}$ Zoll aus dem Boden, treibt ovale, dunkelgrüne, ebenfalls stark behaarte Blätter, die fast glatt auf der Erde liegen, während sich der Blütenstengel in einer Länge von 3 Zoll gerade aufwärts richtet und blos eine Blüthe treibt. Dieselbe ist so groß, wie ein Zweithalerstück und hat eine dunkelrothe Farbe; sechs Blumenblättchen nach außen zugespitzt sind sternförmig an einander gereiht; sie sind stark aber weich behaart und haben in Folge dessen das Aussehen von schönem, rothem Sammet. Entzückt bleibt der Wanderer vor einer solchen Blume stehen, er kann nicht anders, er muß sie pflücken, um auch den köstlichen Duft einzuathmen. Aber welche Täuschung! Kaum hat er sie begierig zur Nase geführt, so schleudert er sie auch plötzlich, fast erschrocken und entrüstet weit von sich. Wohl eine Stunde

lang noch belästigt ihn der abscheuliche, betäubende Gestank dieser verrätherischen Blume, welcher auch an den Fingern haften bleibt.

In den Flussthälern finden sich auch Pflanzen anderer Art, welche mehr oder weniger der Feuchtigkeit bedürfen, wie Schilf, Rohr und die wilde, bittere Wassermelone, deren Ranken auf dem Boden sich ausbreiten. Letztere, *Citrillus amarus* genannt, gedeiht merkwürdiger Weise eben so gut auch auf ganz dürrer Sandboden. Süsser Wassermelonen zieht man dort in den Gärten, wo sie ausserordentlich gut gedeihen. Die Wassermelonen, welche von Aussen grün und inwendig roth sind, dann die andere Art, welche durch und durch gelb, und unter dem Namen „Spanspeckmelonen“ bekannt ist, werden beide wegen ihrer ausserordentlich grossen Saftigkeit und wegen der Kühlung, die sie im heissen Sommer gewähren, als unschätzbare Kleinode betrachtet.

Kürbisse oder Pampunen und Kalebasse oder Otyironyuba (letztere haben ungefähr die Gestalt von Flaschen und werden auch von den Eingebornen nach einiger Zubereitung als solche gebraucht) sind ebenfalls unschätzbare Gartengewächse. Mais (Milis oder türkischer Weizen) und unser Weizen gedeihen vortrefflich, dagegen minder gut der Roggen. Gurken, Salat, Erbsen, Bohnen werden mit grossem Erfolge gezogen, dagegen kommen Kartoffeln nicht überall fort, sie schiefsen meist üppig ins Kraut und treiben selten Knollen. Sämmtliche erwähnten Gewächse, besonders die Kürbisse und Kalebasse, wachsen ungewöhnlich schnell; es ist nichts Seltenes, dass eine Ranke im Verlaufe einer einzigen Nacht 8—14 Zoll wächst, und werden wir dabei unwillkürlich an den Kürbis des Propheten Jonas erinnert.

Die wunderbarste Pflanze im Hererólande (ebenfalls ein gurkenartiges Gewächs) ist die „Nara“, wie die Eingebornen sie nennen. Bis jetzt ist das Naragewächs nirgend anderswo als am unteren Laufe des Kuisib in der Nähe der Walfischbai angetroffen worden. Fast jeder Sandhügel bei der Walfischbai ist mit dieser Schlingpflanze bedeckt, deren Frucht einer Gurke, die man sich mit langen scharfen Stacheln versehen zu denken hat, gleicht und von vortrefflichem Geschmacke ist. Diese merkwürdige Pflanze treibt ihre Wurzeln 30—40 Fufs tief und wohl noch tiefer durch die hohen Sandschichten in die Erde hinein, und zwar so lange bis sie auf Wasser stossen. Deswegen stirbt die Nara in trockener Jahreszeit niemals aus, weil sie sich aus der Tiefe das Wasser selbst holt; ausserdem hält sie den lockeren Sandboden mit ihren langen, zahlreichen Wurzeln so fest zusammen, dass er weder verweht noch fortgespült werden kann. Die Frucht dieser Pflanze nimmt, wenn sie reif wird, eine grünliche in's Citronengelbe spielende Farbe an, das Innere dagegen ist dunkel

orangefarbig und von einladendem Aussehn; der Genuß wirkt kühlend und erfrischend. Wer aber nicht an die Frucht gewöhnt ist, muß sehr vorsichtig bei dem Genuße sein und nicht viel davon essen, da in solchen Fällen Unwohlsein und Schmerzen am Zahnfleisch und an den Lippen folgen. Drei bis vier Monate lang macht diese Frucht die hauptsächlichste Nahrung der Eingebornen in der Umgegend aus. Sie enthält eine Menge Samenkörner, die an Gröfse, Aussehen und Geschmack etwa einer geschälten Mandel gleichen und sich leicht von den fleischigen Theilen ablösen lassen, worauf sie, sorgfältig gesammelt, an die Sonne gelegt, getrocknet und dann in kleinen Lederbeuteln aufbewahrt werden. Wenn Mangel an der Frucht eintritt, genießen die Hereró die getrockneten Samenkörner, welche eben so nahrhaft und vielleicht der Gesundheit noch förderlicher sind, als die frische Frucht. Auch die Narafrucht selbst kann in getrocknetem Zustande aufbewahrt werden. Wenn sie eine gewisse Consistenz erlangt hat, rollt man sie in dünne Kuchen, in welchem Zustande sie wie brauner, feuchter Zucker aussieht und Jahre lang aufbewahrt werden kann. Die Kuchen sind jedoch zu süß und weichlich. Aber der Mensch ist es nicht allein, der sich von dieser Pflanze nährt; der Ochse, der Büffel, das Rhinoceros, die Ziege, das Schaaf, Ratten und Mäuse, ja der Löwe, der Leopard, die Hyäne und die wilden Hunde etc., alle schwelgen förmlich in dem Genusse dieser herrlichen Frucht. Selbst die Vögel allerlei Art, namentlich die Strauße, aber auch Raubvögel lieben dieselbe. „Ich habe den weissen ägyptischen Geier,“ erzählt Andersson, „von dieser Frucht essen sehen. Es ist dies, wie ich glaube, mit wenigen Ausnahmen der einzige Fall, daß man Vögel dieser Gattung ihre Nahrung aus dem Pflanzenreiche nehmen sieht. Solche Erscheinungen zwingen den Menschen unwiderstehlich die Ueberzeugung von der weisen Einrichtung der Natur und der überschwänglichen Güte des Allmächtigen auf, der selbst die Wüste gute und gesunde Nahrung für die Menschen und die übrigen geschaffenen Wesen hervorbringen läßt.“ — — „In diesem wüsten und armen Lande ist so großer Mangel an Nahrungsmitteln, daß es, wenn die Nara's fehlten, ganz und gar unbewohnbar sein würde. Außerdem dient dieses Gewächs noch einem anderen Zwecke; es ist nicht nur als Nahrungsmittel zu verwenden, sondern, da es sich außerordentlich weit hinrankt und verbreitet, macht es auch den losen trügerischen Sandboden fest, und ist für diese Gegenden dasselbe, was das Sandgras (*Ammophila arundinacea*) für Englands sandige Wüsten und Dünen ist.“

Die Naaribüste, die den südwestlichen Theil des Hererólandes und die Kalahariwüste, deren mächtiger nördlicher Ausläufer den öst-

lichen Theil des Hererólandes ausmacht (freilich hausen fast blos einzelne, unstäte Buschmannshorden darin), entbehren durchaus nicht ganz des Pflanzenwuchses. Beide Wüsten sind an den meisten Stellen mit Gras und einer großen Menge Schlingpflanzen bedeckt; dies gilt besonders von manchen Strecken der Kalahariwüste. Das Gras sproßt gewöhnlich in Büscheln mit kahlen Stellen dazwischen, oder es werden die Zwischenräume von Schlingpflanzen oder niedrigem Gebüsch ausgefüllt. Die Wurzeln der Schlingpflanzen liegen tief in der Erde, weshalb die Pflanzen selbst wenig von den Wirkungen der sengenden Sonnenstrahlen verspüren. Viele dieser Pflanzen haben Wurzelknollen, und diese sind so eingerichtet, daß sie Nahrung und Feuchtigkeit zugeführt bekommen. Eine von diesen Pflanzen hat für gewöhnlich keine Knollen, treibt jedoch solche, sobald sie deren zur Erhaltung ihres Lebens bedarf; sie gehört zu der Familie der Gurken und Kürbisse und trägt auch eine in reifem Zustande rothe und eßbare Gurke.

Eine andere Pflanze, welche auch Livingstone unter dem Namen *Leroschua* kennt und, wie folgt, beschreibt, ist ein wahrer Segen für die Bewohner der Wüste. „An der Oberfläche sieht man nur eine kleine Pflanze mit linearen Blättern und einem Stengel, der nicht dicker ist als der Kiel einer Rabenfeder; graben wir aber 1—1½ Fuß tief in den Boden, so stoßen wir auf einen Wurzelknollen, der zuweilen die Größe eines Kinderkopfes erreicht; entfernt man die Rinde, so findet man, daß der Knollen aus einem Zellengewebe besteht, welches etwa wie bei einer jungen Rübe mit Flüssigkeit erfüllt ist. In Folge der Tiefe unter dem Boden, worin der Knollen sich befindet, ist diese Masse gewöhnlich köstlich kühl und erfrischend.“ Die Pflanze ist, wenn die Blätter abgestorben sind, für einen Europäer so gut wie nicht vorhanden; denn seine Augen, mögen sie noch so scharf sein, vermögen sie nicht zu entdecken; nur der geübte Blick und der Instinkt des Eingebornen ist im Stande diese Pflanze ausfindig zu machen, wo der Europäer vorher beim besten Willen nichts als dünnen Boden entdecken konnte. Die Hereró haben bestimmte Merkmale, an denen sie das Vorhandensein einer solchen Pflanze in der Nähe merken. Wenn die Stelle ungefähr ausfindig gemacht ist, nehmen sie einen Stein oder Knüttel, schlagen damit auf die Erde und horchen genau auf den Ton; da, wo derselbe hohler lautet als anderwärts, liegt die Knolle circa 1½ Fuß tief unter der Oberfläche.

In den felsigen Theilen von Hereróland wächst in sehr großer Menge eine nützliche Zwiebelart, von den Eingebornen „*Oentyes*“ genannt. Die *Oentyes* haben einen sehr angenehmen Geschmack, der übrigens nicht im Mindesten an unsere Zwiebeln erinnert; auch werden die *Oentyes* nicht als *Zuthat*, sondern ganz allein entweder roh

oder auf Kohlen geröstet gegessen. In den dürrn Jahreszeiten leben die ärmeren Hereró fast einzig und allein von dieser Zwiebel.

Eine Art Erdnuß von der Gröfse einer Kastanie wächst in einigen Gegenden des Hererólandes in sehr großer Menge. Wie die Zwiebeln werden diese von den Hereró mit Stöckchen aus der Erde gescharrt und in Kohlenfeuer geröstet verspeist. Diese Frucht ist jedoch nicht so nahrhaft und gesund, wie die Zwiebel.

Ein außerordentlich saftiges Gewächs (*Mesembrianthemum edule*) kommt auch im Hererólande vor. Es wächst auf ganz dürrm Boden und treibt außerordentlich lange Ranken, die den Boden dicht und weit umher bedecken; die Blüthe ist weiß und sternförmig und so groß wie ein Zehngroschenstück. Dies Gewächs hat auch eine schöne genießbare Frucht, welche sehr einer Feige gleicht; man nennt diese Pflanze aus diesem Grunde, und weil sie hauptsächlich im Namaqua- oder Hottentotten-Lande vorkommt, die „Hottentottenfeige“. In Ermangelung von Wasser wäscht man sich auf Reisen mit dem aus den sehr wässerigen Blättern geprefsten Saft dieser Pflanze, wenn sie sich gerade vorfindet. Bei dem Genuß dieser Pflanze bedarf das Vieh keines Wassers.

Cacteen kommen in vielen Varietäten im Hererólande, besonders in sandigen Districten vor. Eine Art derselben, welche schöne genießbare Früchte trägt und eine bedeutende Höhe und Ausdehnung erreicht, kommt in der Capcolonie und den Boerrepubliken sehr häufig vor und wird daselbst nicht selten zu Gartenhecken benutzt.

Zu gewissen Jahreszeiten kommen in vielen Gegenden des Hererólandes die verschiedenartigsten Pilze und Schwämme vor. Von den ersteren giebt es einige eßbare Sorten, die einen angenehmen süßlichen Geschmack haben. Merkwürdiger Weise werden dieselben von den Eingebornen, die sonst in Betreff ihrer Nahrungsmittel sehr speculativ verfahren, wenig und fast gar nicht beachtet. Bisweilen finden arge Mißgriffe von bösen Folgen statt. Eine heilkräftige Pilzart, welche gegen krebsartige Geschwüre angewandt wird, wächst sehr zahlreich an den riesigen Ameisenhügeln, die für Hereróland so charakteristisch sind.

Euphorbien, deren größte und prachtvollste die giftige *Euphorbia candelabrum* ist, zieren meist die Abhänge von felsigen Höhen. Die Ovahereró tauchen zuweilen ihre Pfeile in den giftigen Saft dieser Pflanze, und die Bergdamras mischen denselben nicht selten in das Wasser der Tränken, aus denen die wilden Thiere zu trinken pflegen; das Fleisch der auf diese Weise getödteten Thiere kann man jedoch ohne Gefahr genießen. Nach Andersson hat diese Pflanze die merkwürdige Eigenschaft, daß ihr Gift für eine Rhinocerosart unbedingt

tödlich ist, während es von den anderen ohne Gefahr genossen werden kann. Der Saft der *Euphorbia candelabrum* ist milchweiss, sehr klebrig und hat einen sehr herben widerlichen Geschmack. Die wilden Bienen holen manchmal ihre Nahrung aus den Blumen und dem Saft dieser Pflanze, und in solchen Fällen wird der Honig mehr oder weniger giftig; der Genuß desselben zieht Leibscherzen und Diarrhöe nach sich. So erzählt auch Missionar Moffat, wieviel seine Reisegesellschaft von dem Genuß solchen Honigs zu leiden hatte. Man empfand in der Kehle ein Gefühl, wie wenn Feuer darin brenne.

Im Norden des Hererólandes, wo die Vegetation oft sehr üppig ist und manchmal einen fast tropischen Charakter annimmt, wachsen auch Palmen und Baumwolle. Dort trifft man auch ordentliche Wälder an, und zwar von dornlosen Bäumen, während fast im ganzen Lande nur Dornbäume zu finden sind.

Der riesigste der Dornbäume ist die Giraffenakazie oder der Kameeldornbaum (*Acacia giraffae*). Dieser Baum hat seinen Namen davon, daß seine Blätter und Schoten die hauptsächlichste und beliebteste Nahrung der Giraffen ausmachen. Der Bast des „Kameeldoorn“, wie die Holländer diesen Baum nennen, liefert eine vorzügliche Lohe, womit die Hereró die Felle von erlegten Thieren gerben. Da die Giraffenakazie außerordentlich groß ist und sehr eigenthümlich wächst, (die Blätter hängen herab in sonnenschirmähnlicher Stellung,) bildet sie einen vorzüglichen Schmuck der Landschaft; sie findet sich aber merkwürdiger Weise nur in trockenem Boden und soll, ganz äußerlich betrachtet, große Aehnlichkeit mit der Ceder besitzen. Die *Acacia giraffae* wächst außerordentlich langsam und braucht mehrere hundert Jahre, um zur Reife zu gelangen. Ihr Gewebe ist daher außerordentlich dicht und das Holz so schwer, daß es im Wasser leicht unter sinkt, wenn es nicht mehrere Jahre hindurch austrocknet. Unsere nordische Eiche kann man in Beziehung auf Härte und Festigkeit gar nicht mit ihr vergleichen. Die Fibern des Holzes sind ziemlich kurz und das Holz deshalb verhältnißmäßig spröde aber nichts desto weniger sehr fest, so daß es sich zu Baumaterial und auch zu Geräthschaften gut eignet. Von diesem Holze bekommt man auch fast einzig und allein gute und dauerhafte Wagenachsen, aber man muß auch das beste Handwerkszeug zu seiner Bearbeitung gebrauchen. Ich habe selbst gesehen, daß manches gutgehärtete Beil und manches Stemmeisen an diesem Holze stumpf und unbrauchbar wurde, und daß derbe Axthiebe auf dieses Holz dem Stahle Funken entlockten. Äußerlich ist das Holz weißlich, aber im Innern rothbraun, dem Mahagoni nicht unähnlich, auch nimmt es einen ähnlichen Grad von Politur an. In den Zweigen dieser *Acacia giraffae* hat der gesell-

schaftlich lebende, sogenannte Republikaner, *Loxia socia*, wie Andersson ihn nennt, seine interessante eigenthümlich gebaute Wohnung. Vielleicht wird dieser Vogel richtiger zu der Gattung *Ploceus* zu rechnen sein. Merkwürdigerweise rechnet Andersson diesen Vogel zu den Kreuzschnäblern, während man sonst annimmt, daß diese Vogel-Gattung dort gar nicht vorkomme.

Eine andere Akazienart im Hererólande ist deswegen bemerkenswerth, weil ihre abgefallenen, trockenen Schoten ein Leckerbissen für die Rinder sind. Das Vieh wird sehr fett, wenn es regelmäfsig diese Nahrung hat. Diese Frucht hat einen säuerlichen, aber etwas herben Geschmack und ist auch für Menschen geniefsbar, jedoch kann man nicht viel davon vertragen. Das Holz dieses Baumes ist gerade gewachsen, fest und schwer; man hält es aber nicht für geeignet zu Geräthschaften. Jedoch soll das Holz an Güte gewinnen, wenn man den Baum durch Brennen fällt.

Unter den vielen anderen Akazienarten, die im Hererólande einheimisch sind, verdient noch die zierliche, wegen ihrer vielen Dorne „Dornbaum“ benannte, *Acacia horrida* hier besonderer Erwähnung. Aus den dünnen Zweigen dieses Baumes quellen ungeheure Quantitäten von krystallklarem Gummi. Ein grofser Theil dieses Gummi's bleibt am Baumstamme und an den Zweigen kleben und nimmt eine prachtvolle dunkelbraune Farbe an, während ein eben so grofser Theil auf die Erde herabtröpfelt und Kuchen im Sande bildet. Dieser Gummi hat einen sehr angenehmen süfsen Geschmack und dient den Hereró sehr häufig als Nahrungsmittel.

Im nördlichen Hererólande bestehen ganze Wälder aus dem dornlosen Stinkhout d. h. Stinkholz. Diesen Namen verdankt der Baum dem unangenehmen Geruche, den er hat und der auch dann nicht vergeht, wenn das Holz getrocknet ist. Der Textur und Schattirung nach gleicht er dem Wallnufsbaum, obgleich er im Aeufsern der Eiche ähnlich ist. „Wenn ich mich nicht ganz irre,“ sagt Andersson von demselben Baume, „wird dieser Baum von den Botanikern *Quercus africana* genannt, und müfste dies die einzige Eichenart sein, die auf dem afrikanischen Continente einheimisch ist. Sie soll das beste Holz in Südafrika geben und eignet sich besonders für mancherlei Zwecke, z. B. für Wagen, Büchenschäfte, als Schiffsbauholz u. s. w.“ Wie weit diese Angaben Andersson's richtig sind, können wir nicht beurtheilen; so viel wir aber wissen ist diese Baumart bis jetzt nur im nördlichen Hererólande bekannt und würde in diesem Falle wohl schwerlich schon zu solchen Zwecken verwandt worden sein. Vielleicht findet hier eine Verwechselung statt.

Eine Zierde des Nordens von Hereróland ist auch der dornlose,

meist einzeln stehende, gewaltige Omumborombongá, dessen Stamm so dick ist, daß eine ganze Familie darin wohnen könnte, wenn er ausgehöhlt würde. Vielleicht ist dieser gewaltige Umfang des Baumes die Veranlassung zu dem Volksglauben der Ovaherero gewesen, der diesen Omumborombongá zu ihrem Stammvater gemacht hat. Die Herero glauben nämlich an ein höchstes Wesen, „Mukuru“, d. i. „der Uralte“, von dem Alles unmittelbar ausgegangen ist. Die Menschen, die schwarzen sowie die rothen, liefs Mukuru aus einem Baume, Omumborombongá, hervorgehn und ebenso auch die vierfüßigen Thiere, Rinder, Schafe, Ziegen u. s. w. Die schwarzen Menschen setzten sich sofort in den Besitz des Viehes, während die rothen sich Bogen und Pfeile machten. Letztere Bemerkung bezieht sich sehr sinnig auf das friedliche Nomadenleben der Herero einerseits, und den kriegesischen Sinn der Namaqua anderseits, welche letztere unter den rothen Menschen gemeint sind.

Wilde Feigenbäume sind in den felsigen und gebirgigen Gegenden des Landes nicht selten. Dort sieht man oft gewaltige Feigenbäume, die ihre riesigen Wurzeln um die zerstreuten Felsblöcke schlingen, und deren weitausgebreitete schattigen Aeste dem ermüdeten Reisenden einen herrlichen Zufluchtsort vor dem heißen Sonnenbrande gewähren. Aber auch in anderer Hinsicht hat es der schmachtende Wanderer nicht zu bereuen, wenn er bei diesem „Wirthe wundermild“ einkehrt; denn seine köstliche, genießbare Frucht versorgt aufs Beste den hungrigen Magen. Doch muß man beim Genuße dieser Frucht auf der Hut sein, weil sie oft Ameisen und Wespen enthält.

Wie schon gesagt, trifft man im Norden dieses Landes auch Palmen an. Diese erreichen eine Höhe von 50 Fuß und darüber. Einen unbeschreiblich majestätischen Eindruck machen diese schlanken Riesen mit den prachtvollen Kronen, wenn die großen Blätter wie Fächer vom Winde leise bewegt werden. Ihre Frucht, so groß wie ein großer Apfel, von dunkelbrauner Farbe und in Trauben herabhängend, ist genießbar, nahrhaft und schmeckt sehr ähnlich wie Honigbrod. Die Frucht enthält in der Mitte einen Kern von der Größe einer Wallnuß und hat einen angenehmen Geschmack. Der Kern ist von einer besonderen Schale umgeben, die so hart ist wie Stein. Da der Stamm zu hoch ist, kann man die Frucht sehr schlecht erreichen; die Herero werfen sie deshalb mit ihren Kirris (Keulen aus sehr hartem, schweren Holz) herunter. Die Blätter und die Rinde werden von den Eingebornen zu Körben, Kleidungsstücken u. s. w. verwerthet. Auch der Saft des Baumes wird abgezapft und dient als kühlendes Getränk. So vereinigt dieser Baum in sich auf wunderbare Weise die größte äußere

Schönheit und Grazie mit dem höchsten Nutzen für die Bewohner des Landes.

Im Süden des Hererólandes, in Neu-Barmen oder Otyikango, ist die Dattelpalme angepflanzt und kommt dort vortrefflich fort. Ebenso gedeihen dort und in Otyimbingué Pappeln, zahme Feigen-, Oel- (*Ricinus lividus*) und Orangenbäume; der Weinstock und andere Obstbäume gedeihen dort ebenfalls. Auch der Taback wächst dort vortrefflich und fängt an ein werthvoller Handelsartikel zu werden, da er in der Capcolonie theuer bezahlt wird. Vielleicht gelingt es mit der Zeit, wozu auch der Versuch gemacht wird, dort Wälder zu ziehen und auf diese Weise einigermaßen der großen Dürre abzu- helfen.

Dacha oder wilder Hanf (*Leonotus Leonurus* und *L. ovata*) wächst ziemlich häufig in jenen Gegenden. Die Blätter dieser Pflanze werden von den Hereró, sowie besonders von den Namaqua, in Erman- gelung von Taback geraucht. Dieser Genuß wirkt außerordentlich betäubend und ist der Gesundheit eben so schädlich wie das Opium- rauchen.

Charakteristisch für jenes Land ist das dichte Dornestrüpp, wo- mit es zum großen Theile bedeckt ist. In manchen Gegenden muß man, wenn man auf Reisen ist, Schritt für Schritt seinen Weg mit dem Beile durch dichte Dornsträucher bahnen. Die Kleidungsstücke sind gewöhnlich nach einer längeren Reise ganz zerfetzt und Menschen und Thiere am ganzen Leibe geritzt und verwundet. Man zählt eine Menge Arten solcher stacheligen Bäume und Sträucher, welche alle von den holländischen Colonisten sehr bezeichnend „*Wacht-een-bitje*“ genannt werden. Kein Reisender in jenen Gegenden, der diese Mah- nung überhört oder mißachtet, ist bis jetzt davongekommen, ohne ein Stück seiner Kleidung als Tribut zurückgelassen zu haben. Die meisten dieser Dornen sehen wie Angeln aus und sind außerdem so hart und stark, daß sie wirklich fürchterliche Feinde sind. Im All- gemeinen mag jeder Dorn eine Last von 6—7 Pfund tragen können. Wenn man nun bedenkt, daß einige zwanzig solcher Dornen mit einem Male über einen Menschen herfallen, so wird man sich leicht die Folgen davon ausmalen können.

Begnügen wir uns nun mit dieser kurzen und, wie wir leider gestehen müssen, dürftigen Skizze der Flora des Hererólandes und werfen jetzt einen Blick auf die Fauna des Landes, die uns einen bei Weitem mannigfaltigeren und interessanteren Stoff als die Flora desselben bieten könnte, wenn wir nicht auf diesem Gebiete fast eben so wenig sachverständig wären wie auf dem anderen. Wir müssen uns deshalb hier in der Hauptsache mit einer Zusammen-

stellung oder Gruppierung und weiteren Ausführung dessen begnügen, was wir Sachverständigen auf diesem Gebiete abgelautet haben.

„Noch jetzt,“ sagt Andersson, „läßt sich mit vollem Recht behaupten, daß Afrika von wilden Thieren bewohnt ist. Die wilden dem Menschengeschlechte angehörenden Insassen dieses in vieler Beziehung noch so geheimnißvollen Erdtheils stehen, im Ganzen genommen, auf einer so niedrigen Stufe, daß sich ihre Bezeichnung als „vernünftige Wesen“ kaum rechtfertigen läßt (?); wohingegen der Reisende, wenigstens in den von mir besuchten Ländern Afrika's (Hereróland, Ovamboland und Namaqualand), die herrlichste Gelegenheit hat, das Thierleben in seiner vollkommensten, freiesten und reinsten Entwicklung zu beobachten. Dies war auf meinen Reisen eine reiche Quelle hohen Genusses für mich. Lebende Bilder der „*ferae naturae*“ in ihrer unendlichen, oft mit hoher Schönheit und der natürlichsten Anmuth verknüpften Fülle und Mannichfaltigkeit, üben einen zauberhaften Reiz, eine wunderbare Anziehungskraft auf den denkenden Beobachter aus, welcher, indem er auf sie niederblickt, — gerade in dem Bewußtsein seiner Ueberlegenheit — sich tief gedemüthigt fühlt!“ Wir können diese Worte Anderssons mit besonderer Beziehung auf Hereróland, dem sie ja auch zum Theile gelten sollen, gern acceptiren, und wenn wir auch nicht die menschlichen Insassen des Landes so gering anschlagen können und dürfen, so bleibt es doch Thatsache, daß die thierischen Insassen daselbst auf einer relativ weit höheren Stufe der Entwicklung und Vollkommenheit stehen als die menschlichen. Wir können mit vollem Rechte sagen, daß jene hohe Vollendung der dortigen Thierwelt gerade eine Folge der tiefen Gesunkenheit der menschlichen Bevölkerung ist; denn die Erfahrung lehrt uns, daß die Cultur, die Trägerin der menschlichen Freiheit, überall, wo sie Eingang findet, das Grab für die freiheitliche Entwicklung der Thierwelt wird. Auch Hereróland hat schon, wenn auch zum geringeren Theil, diese Erfahrung gemacht, aber dennoch ist dies Land noch immer, wie fast ganz Afrika, im wahren und eminentesten Wortsinne ein zoologischer Garten im großartigsten Maßstabe und zugleich ein Jagdgrund von ungeheurer Ausdehnung. Diesem zoologischen Park in dem „alten Wunderlande“ wollen wir in Gemeinschaft einen Besuch abstatten, um auch einen Eindruck von dem Charakter seiner Fauna zu bekommen.

Eine wesentliche Eigenthümlichkeit der Fauna des Hererólandes, ja von ganz Südafrika besteht in dem Vorherrschen der merkwürdigen Wiederkäuer, die mit dem Collectivnamen „Antilope“ bezeichnet werden. Von den Antilopen existiren außerordentlich große Mengen und ungemein zahlreiche specifisch verschiedene Formen, welche eine

zusammenhängende, die weite Lücke zwischen Ziege und Rind ausfüllende Reihe bilden, an der sich der Scharfsinn der diagnosticirenden Naturforscher mit der Aufstellung von zahlreichen Subgenera und der Bezeichnung mit langen, oft schwer auszusprechenden Namen geübt hat und durch immer neue Entdeckungen noch fortwährend zu üben Veranlassung hat.

Wir wollen bei den bekanntesten dieser Antilopen einen Augenblick verweilen. Der Gemsbock (*Antilope leucophaea*) zeichnet sich aus durch seine langen, leicht zurückgebogenen, spitzen Hörner, die ihm sogar als Waffe gegen den Löwen dienen sollen. Von größerem Körperbau ist die Antilopengattung, welche von den holländischen Boers Rothschimmel oder Bastard-Gemsbock genannt wird. Die sonderbarste Gattung ist der Bläsbock oder Springbock (*Antilope euchore*) von schön violetter Farbe, welcher in Gesellschaft von schwarzen Wildebeesten und Steinböcken zu vielen Tausenden auf den weiten grünen Ebenen des Hererólandes von den kurzen, krausen, harten Kräutern lebt. Rindvieh und Pferde verschmähen die Gräser und Kräuter dieser endlosen Steppen, welche dagegen Myriaden von Antilopen Weide geben. Die Haut von vielen dieser Thiere giebt ein köstliches Parfum von Blumen und duftenden Kräutern von sich; bei manchen sondert sich auch zwischen den Hufen ein Secret von gleichfalls angenehmem Geruche ab.

Der Riese der Antilopenfamilie ist die von den holländischen Boers „Elend“ (Elenn) (*Antilope oreas*) genannte Gattung, die oft eine Höhe von 6 Fuß erreicht. Sehr häufig ist das Gnu (*A. Gnu*), ein merkwürdiges Thier von der Höhe eines kleinen Pferdes, mit einem Büffelkopfe und einer buschigen Mähne und Pferdeschweif und trotzig blickenden Augen. Das Bemerkenswertheste unter den zahlreichen Antilopen des Hererólandes ist vielleicht das Kudu (*Antilope strepsiceros*) sowohl wegen seiner schlanken, graziösen Gestalt, als auch wegen seiner Stärke. „Sein Fleisch ist vortrefflich,“ sagt Andersson, „und die Brühe, die es beim Kochen giebt, ist ein wahrer Leckerbissen. Das Knochenmark ziehen die Eingebornen jedem anderen Mark von irgend einem Thiere vor. Auch verzehren sie gierig das rohe Kudumark.“ — Unstreitig einer der schönsten Steppenbewohner des Hererólandes ist das Zebra. Es hat die Gröfse eines kleineren Pferdes, ist von hellgelber Grundfarbe und schwarz gestreift. Bis jetzt ist das Zebra nicht gezähmt worden, vielleicht weil man es noch nicht mit nöthiger Energie versucht hat. Es wäre für jene Gegenden jedenfalls von unberechenbarem Nutzen, wenn die Zähmung gelänge, da Pferde in jenen Gegenden selten das Klima ertragen und deswegen sehr rar sind; weiter im Norden aber kann man keine Rinder mehr

brauchen, weil die verderbliche Tsetsefliege ihnen unvermeidlichen Tod bringt.

Alle diese und noch viele andere anmuthige, behende Antilopenarten leben zu Tausenden auf den Grasebenen des Hererólandes. Eine obengenannte Gattung, nämlich die der Springböcke (*A. euchore*), ist nach ihrer außerordentlichen Gewandtheit so genannt; denn das Thier macht ungeheure, fast senkrechte Sprünge, wenn es verfolgt wird. Ohne Anstrengung springt dasselbe in einem Satze 10—12 Fuß hoch, wobei es in der Luft aufgehängt zu schweben scheint; dann berührt es wieder leicht den Boden und fliegt pfeilschnell von Neuem in die Höhe, wie von unsichtbaren Flügeln getragen. Nun stelle man sich aber eine ganze Heerde von vielen Tausenden dieser Thiere vor, (denn sie erscheinen nur in größeren Heerden), die solche graciösen Sprünge machen; es ist ein großartiges und ergötzliches Schauspiel zugleich.

Auch der Gemsbock (*Antilope leucophaea*) wurde schon erwähnt. Dies merkwürdige Thier hat manche Eigenthümlichkeiten, welche die Antilope charakterisiren, und doch ist auch manches Abweichende zu bemerken. Es hat die Mähne und den Schwanz eines Pferdes, den Kopf und die Farbe eines Esels, die Beine und die Füße der Antilope. Die Hörner sind ungefähr 3 Fuß lang, leicht zurückgebogen, an der Wurzel mit einem Ring versehen und glänzend schwarz. Wenn beide Hörner vollkommen ausgebildet sind und man das Thier von der Seite betrachtet, erscheinen sie wie ein einziges Horn, deshalb glaubt man, daß der Gemsbock das in der Bibel erwähnte Einhorn ist. Mit seinen spitzen Hörnern durchbohrt er zuweilen den Löwen, dessen Angriffe er abzuschlagen, und den er selbst zu tödten im Stande ist.

Zu den zweihüftigen Wiederkäuern, von denen bisher die Rede war, gehören auch die Giraffe und der Büffel. Die Giraffe tritt noch mehr als das Kameel aus allen gewohnten Formen heraus, sie vereinigt die schroffsten Gegensätze in sich. „Man kann deshalb dieses paradoxe Geschöpf,“ wie Andersson sagt, „nicht besser als in Paradoxen beschreiben. Es ist weder Pferd noch Hirsch, weder Kameel noch Parder und doch alles dies zusammen.“ Die Alten nannten die Giraffe „Kameelparder“, weil es die Größe des Kameels hat und wie ein Parder gefleckt ist. Die Augen sind wie beim Kameel ziemlich dicht von Augenbraunen beschattet; die Ohren, fast immer gespitzt, vernehmen den geringsten Laut.

Büffel befinden sich im nördlichen und westlichen Hererólande meist in großen Heerden beisammen, aus dem Süden sind sie schon fast ganz verdrängt. An Stärke steht der Büffel dem Löwen nicht

nach, nur im Rücken hinterlistig angegriffen muß er diesem unterliegen. In der Nähe des Büffels halten sich immer kleine Vögel, „Büffelvögel“, auf, welche seine Schutzgeister sind. Wenn der Büffel ruhig weidet, hüpfet der Vogel auf dem Boden herum und sucht sich Futter oder sitzt auf seinem Rücken und pickt ihm die lästigen Insekten ab. Da das Gesicht des Vogels schärfer ist als das des Büffels, so wird er auf eine herannahende Gefahr schnell aufmerksam und fliegt in die Höhe. Der Büffel, dadurch aufmerksam gemacht, bemerkt die Gefahr und flieht; der Vogel fliegt dann entweder neben dem Büffel her, oder setzt sich auf seinen Rücken.

Indem wir nun zu den vielhufigen Wiederkäuern übergehen, beginnen wir mit dem Riesen der dortigen Fauna, dem Elephanten. Im Süden des Hererólandes finden sich jetzt keine Elephanten mehr, sie haben sich vor den verderbenbringenden Feuerwaffen der Europäer und Namaqua mehr nach dem Norden und Osten des Landes zurückgezogen, wo sie in großer Menge anzutreffen sind. Im Allgemeinen liebt der Elephant nicht die Einsamkeit, sondern man findet ihn fast immer in größeren Heerden, jedoch so, daß die Männchen und Weibchen von einander getrennt sind. Nur wenige Elephanten, welche aus der Gemeinschaft der übrigen wegen allzuroher Sitten verstofsen sind, irren als „Wilde“ umher und werden in ihrer Raserei dem Menschen oft gefährlich, während die übrigen, die „Zahmen“, ganz harmlose Thiere sind. Der Elephant lebt meistens von den Zweigen, der Rinde und den Wurzeln von Bäumen. Daher sieht man oft ganze Wälder von Elephanten ausgerodet. Die Stofszähne des Elephanten sind oft 3 Fuß lang und wiegen dann circa 80 Pfund. Die Füße des Elephanten haben sehr zartes Fleisch und werden von den Europäern als Delicatesse verzehrt; Letzteres ist für die Eingebornen der ganze Elephant, sie verzehren ihn, so zu sagen, mit Haut und Haar.

Wie der Elephant, so ist auch das Rhinoceros aus dem Süden des Hererólandes verdrängt. Die plump-gewaltige Erscheinung des Nashorn stellt sich unmittelbar neben die des Elephanten; aber von der großen Intelligenz, die jener besitzt, findet sich beim Nashorn oder Rhinoceros kaum eine Spur. Es ist „ein monströses Brutum von massigem Gliederbau, über den eine panzerartige nackte Haut geworfen ist.“ Andersson unterscheidet dort vier Rhinoceros-Arten, nämlich zwei schwarze und ebensoviel weisse. „Die charakteristischen Kennzeichen des Rhinoceros,“ sagt Andersson, „sind seine bedeutende Größe, die außerordentliche Länge des Kopfes, welcher fast ein Drittel des ganzen Körpers ausmacht, die viereckige Nase, die bedeutende Länge des vorderen Hornes und die enorme Dicke des Felles.“ Obgleich das schwarze und weisse Rhinoceros so nahe mit

einander verwandt sind, finden sich doch bedeutende Unterschiede zwischen ihnen in der Lebensweise und in Beziehung auf ihre Charaktere. Die schwarzen Rhinocerosse leben namentlich von den Zweigen und Wurzeln gewisser Pflanzen und sind außerordentlich wild und jähzornig, während die weissen Rhinocerosse blos Gras fressen und einen verhältnißmäßig sanften Charakter haben; an Körpergröße übertreffen sie ihre schwarzen Brüder. Was die Stärke des Rhinoceros anbelangt, so steht diese derjenigen des Elephanten nur wenig nach, und wenn es zwischen beiden zum Kampfe kommt, unterliegt nicht selten der Elefant, weil sein Gegner weit boshafter und gewandter ist und eine handlichere Waffe zur Verfügung hat. In Betreff der Stärke dieses Thieres erzählt man, daß ein Rhinoceros, welches König Emanuel von Portugal 1813 dem Papste schickte, in einem Anfall von Raserei das Fahrzeug zerstörte, in welchem es transportirt wurde. Sobald das Rhinoceros etwas Ungewöhnliches, Fremdartiges erblickt, wird es mißtrauisch, verstimmt und geräth zuletzt in die äußerste Wuth darüber, welche es dann auch oft in der thörichtesten Weise an dem fremden Gegenstande ausläßt. So wurde z. B. eines dieser merkwürdigen Thiere durch einen Ochsenwagen eines sich auf der Reise befindenden Missionars in so hohem Grade verstimmt, daß es in blinder Wuth darauf losrannte, mit seinem Horn den Wagen von unten erfaßte und umwarf. Doch dieser gewaltige Stoß kostete ihm sein eigenes Leben; es stürzte sofort todt neben dem Wagen nieder.

Eine ähnliche Stelle, wie beim Büffel, versieht ein anderer Vogel beim Rhinoceros, was um so merkwürdiger ist, als derselbe nicht gänzlich auf die das Rhinoceros umschwärmenden Insekten angewiesen ist, wie Livingstone von demselben Vogel berichtet; denn die haarlose harte Haut des Rhinoceros schreckt, einige gefleckte Zecken ausgenommen, alle Insekten ab. Dieser Vogel, den Livingstone *Buphaga Africana* nennt, scheint an das Thier selbst gebunden zu sein, etwa wie der Haushund an den Menschen, und während der Büffel durch das Auf-fliegen seines Wächters stutzig gemacht wird, wird das Rhinoceros, welches kein gutes Gesicht, aber ein scharfes Gehör hat, durch den Schrei seines Vogels gewarnt.

Das Horn des Rhinoceros läßt sich schön poliren und ist ein bedeutender Handelsartikel in der Capcolonie, es hat oft denselben Preis wie gewöhnliches Elfenbein. Das Rhinoceroshorn wird zu Degengriffen, Trinkbechern, Ladestöcken und manchen andern Dingen verarbeitet. In der Türkei sollen Trinkbecher aus Rhinoceroshorn sehr beliebt sein, da sie die fabelhafte Eigenschaft besitzen sollen, daß sie es sofort erkennen lassen, wenn Gift in den Trank gemischt ist. Auch Kolbe, ein afrikanischer Forscher, ebenso wie Thunberg

versichern, oft Zeugen davon gewesen zu sein, daß Gift in Rhinocerosbechern aufschäumte. In wie weit solchen Erzählungen Glauben zu schenken sei, lassen wir dahingestellt und erlauben uns weiter kein Urtheil darüber.

Aus dem dicken Rhinocerosfelle wird der in ganz Südafrika berühmte Sambock verfertigt; er besteht in einem Streifen der dicken, hornartigen Haut dieses Thieres. An diesem Streifen wird mit vieler Mühe durch Schaben und Schneiden herumgearbeitet, bis er die richtige Form (an dem einen Ende dick, an dem andern dünn) erhält. Sodann wird er wiederholt mit Fett eingerieben und geschmeidig gemacht. Kleinere dünnere Streifen von etwa zwei Ellen Länge werden zu Reitsambocks oder Reitpeitschen gebraucht. Mit größeren, längeren, etwa daumesdicken bearbeitet man widerspenstige Zugochsen oder auch unglückliche schwarze und gelbe Sklaven bei den Boers, letztere in Ermangelung des vorigen Corrections-Instrumentes. Selbst der kleinere Sambock ist ein bei Weitem ärgeres Corrections-Instrument, als die Knute und Peitsche. Der Sambock in der Hand des Boers oder afrikanischen Händlers ist den armen farbigen Untergebenen gegenüber ein Mittel, welches alle Logik und Rhetorik bei Weitem übertrifft. Bei jedem mittelmäßigen Hiebe mit dem Sambock entstehen schon blutige Striemen.

Kleines vierfüßiges Wild ist verhältnißmäßig nicht sehr zahlreich in Hereróland. Am häufigsten ist der afrikanische Hase, das Bergkaninchen und einige kleine Antilopenarten, wie die kleine Gazelle. Dies Thier ist gewiß eines der anmuthigsten und schnellsten unter allen Vierfüßlern. Dasselbe in Heerden fliehen zu sehen, mit dem raschesten Galopp gewaltige Sprünge wechselnd, den zierlichen Kopf gerade aufgerichtet, gehört zu den reizendsten Bildern. Die Gazelle scheint im Laufe zu fliegen, denn sie schnell springend alle vier Füße zugleich in die Luft; im Augenblick ist sie verschwunden und nur ihre Spur, zart und bestimmt wie ein Blumenblatt, verräth noch ihre Flucht. Ihr glattes Haar glänzt graubraun. Sie läßt sich leicht zähmen oder an's Haus gewöhnen und zeichnet sich dann durch außerordentliche Reinlichkeit und Vertraulichkeit aus.

Andere dort vorkommende harmlose Thiere sind unter anderen der Ameisenfresser (*Manis*), mehrere Affenarten u. s. w. Eidechsen von der verschiedensten Größe, von einem Zoll bis drei Fuß Länge, (unter den letzteren zeichnet sich besonders der Leguan aus) in dem mannichfaltigsten Farbensmuck prangend, sind im Hererólande überall häufig. In den Zweigen der Giraffenakazien lebt das merkwürdige Chamaeleon, dessen Farbe sich beliebig nach der Farbe der Gegenstände, die man in seine unmittelbare Nähe bringt, verändert.

Wilde Raubthiere sind im Hererólande sehr zahlreich, besonders der Löwe, dann auch der Leopard (*Felis Leopardus*), vielleicht das schönste Thier aus dem Katzengeschlechte, was Farbe, Kraft und Geschmeidigkeit betrifft. Andersson erwähnt auch den Panther als ein Thier von herrlicher Färbung, stark aber muthlos. Ferner erwähnen wir die wilde Katze von hellgelber Farbe mit schwarzen Flecken, dann die widerwärtige Hyäne, „die Entweiherin der Gräfte,“ endlich die verschiedensten Arten Schakals (*Proteles*) oder wilde Hunde, wie sie auch genannt werden.

Die Unterscheidung zwischen wildfressenden und menschenfressenden Löwen hat nur dann ihr Recht, wenn sie sich auf die Verschiedenheit in der Lebensweise innerhalb einer und derselben Race bezieht, je nachdem die einen vorzugsweise von Wild, die anderen von Menschenfleisch leben. Grundfalsch ist es dagegen, wenn man mit dieser Unterscheidung zwei verschiedene Racen bezeichnen will. Das Faktum ist nur dies, daß manche Löwen das Fleisch von Menschen dem von Thieren vorziehen, und zwar sind es entweder solche, die einmal Menschenfleisch gekostet und als Leckerbissen kennen gelernt haben, oder solche, die wegen Altersschwäche oder eines sonstigen Gebrechens nicht mehr auf die Jagd gehen können und deshalb gezwungen sind, des Nachts in die Dörfer der Einwohner zu schleichen und ihre Opfer im Schlafe zu überfallen. Diese Menschenfresser sind wahre Scheusale und unterscheiden sich in ihrem Charakter wesentlich von den anderen. Selbst der muthige Andersson bekennt seine Furcht vor ihnen. „Ich habe,“ sagt er, „gerade keine sonderliche Furcht vor Löwen und kann auch im Allgemeinen nicht sagen, daß ich sehr schwache Nerven habe; vor solcher Menschenfresserbestie habe ich aber doch Furcht. Stellt mich Stirn gegen Stirn einem Feinde, sei er schwarz oder weiß, Mensch oder Raubthier, am hellen Tageslichte gegenüber, ich will es mit ihm wohl aufnehmen. Aber mit einem schlangenartig, feige und heimtückisch heranschleichenden, meuchelmörderischen Nachtstreifer, dessen katzenähnliche Bewegungen und verstohlene Annäherung kein menschliches Ohr zu erlauschen vermag — eine Bestie, deren Muskelkraft die des stärksten, gewaltigsten Büffeltieres weit übertrifft, die sich durch die Rinderheerden schleicht, ohne sie zu berühren, um dafür in Menschenfleisch zu schwelgen — das ist ein Scheusal, welches auch dem Muthigsten wohl Furcht und Schrecken erregen kann.“ Diese Bestien leben, wenn sie es eben können, nur von Menschenfleisch, sie holen es sich, wo sich nur die Gelegenheit dazu findet. So kommt es vor, daß ein einzelner Löwe oder ein Löwenpaar im Verlaufe von mehreren Jahren weit über hundert Menschen zerreißen und auffressen. Ja,